

Harald Zils

Literatur in den German Studies. Eine Provokation

I.

Wo bleibt eigentlich die Literatur? Wer spricht heute noch über Literatur? Wer liebt sie noch? Wer kennt sich noch aus?

Über die Kollegen aller Fachbereiche will ich gar nicht sprechen. Den Studenten ist es meist peinlich, spricht man sie vor Kursbeginn auf das Buch an, mit dem sie die Pause füllen. Viele entgegnen möglichst schnell, das sei nur für einen anderen Kurs; andere haben dabei, was man selbst nicht kennt und deshalb kaum mit spitzen Fingern anfassen will: Fantasy-Reihenschmöker, knallige Mangas, gelegentlich rührenderweise einen Hesse-Band, oder Ayn Rand.

Wo ist die gesellschaftliche, die akademische Kompetenz für Literatur geblieben? Die eigene Konzentrationsspanne: geht sie noch über 20-Minuten-Scheibchen hinaus, so dass wir komplexere, längere Texte erfassen können? Reicht unsere Aufmerksamkeit noch, das Hirn in Falten zu legen? Bringen unsere Studenten Erfahrung mit literarischen Texten mit? Der Kanon bedeutender Werke, auf dessen Hilfestellung bei vergleichender Lektüre wir uns verlassen könnten, ist kaum der Rede wert. Wie ist es mit einem Kanon der bedeutenden Erlebnisse, die mit einzelnen Gattungen gemacht werden könnten? Kann ich mich als Dozent wenigstens auf das Purgatorium des Dramas verlassen, die konzentrierte Hitze von Liebeslyrik, den Respekt vor dem Erhabe-

URL:

[HTTP://WWW.NEUES-CURRICULUM.ORG/PAPERS/ZILS-2009.PDF](http://www.neues-curriculum.org/papers/zils-2009.pdf)

nen der großen Rede, dass meine Studenten dies alles durchgemacht haben, bevor sie von der Highschool abgingen?

Und was hat das mit German Studies zu tun? Ist die Frage nach der Bedeutung der Literatur in German Studies nicht eher die Frage nach der Bedeutung der Literatur für amerikanische Studenten überhaupt? Und geht es »letztlich« nicht um die Frage, was das College jetzt leisten soll, wenn es sich doch immer mehr zeigt, dass das Zustopfen mit immer mehr scheinrelevanten Fakten und elektronisch verbrämter Wissensware im Hochglanz der Prospekte besser aussieht, als es sich dann bei den Gesprächen auf den Commencement-Feiern anhört?

Liebe zur Literatur: die hat wohl z. Zt. ohnehin keinen Platz. Was aber ist mit ihrem Nutzen geschehen? Was soll damit geschehen?

II.

Textblöcke. Weite Ebenen von Schwärze. So sehen die Seminararbeiten aus, die mir meine Studenten einreichen. Sie sind erstaunt, wenn ich sie auf die Möglichkeit von Zwischenüberschriften aufmerksam mache, fragen, was das wäre und wozu gut. Sie lesen in der Summe vielleicht mehr Text, jeden Tag, als jede andere Generation vor ihnen; aber selbst einfache Strukturierungen scheinen ihnen unbekannt. Was ist das für sie, ein Text? Wie lesen sie, wenn sie am Ende so schreiben? Bitte ich sie, Powerpoint-Präsentationen oder Webseiten zu gestalten, so arbeiten sie nahe an den Mustern, denen sie sonst begegnen; sind ihnen dagegen also die Texte, die wir sie zu lesen zwingen, solche schwarzen Gebilde ohne Anfang und Ziel, denen auch die Zwischenstation mangelt? Sind sie alle nicht mehr zeitgemäß, die Lettern, die *term papers*, die *MLA style sheets*, und mit ihnen die Produkte, die ihnen stilistisches Vorbild sein sollen und Anlass zur Produktion? Wie viele meiner Studenten werden nach dem Abschluss noch echte Texte schreiben müssen, nein, keine Anschreiben, Selbstrechtfertigungen mit *bullet points* oder Lebensläufe, sondern Argumentationen von mehr als einer halben Seite Länge; und wie viele werden wirklich lesen müssen, interpretieren, einen Sinn verstehen, der sich über die Paraphrase hinaus demonstrieren lässt? In diesen pragmatischen Zeiten, sollte man es dann nicht gut sein lassen mit der Literatur? Und wenn man in die Praxis schaut, gibt es nicht genügend Hinweise darauf, dass man es gut sein lässt, bereits jetzt, auch im Literaturunterricht, nämlich *ohne Literatur*?

III.

In der visuellen Kultur hat sich ein Ersatz für das Buch herausgestellt, und es ist nicht der Computer, der zu sehr Handwerkszeug ist, zu seiner wirklichen Beherrschung zu

viel Spezialwissen voraussetzt, der überhaupt als Spielkiste verdächtig bleibt; nein, das Leitmedium ist der Film, der vor dem Hypertext auch den Vorteil hat, nicht nur einen Anfang und ein Mittelstück, sondern nachgerade auch ein Ende zu haben, nämlich am Schluss, egal in welcher Reihenfolge.

Film ist, wenn er im Kurs vorgeführt wird, so unmittelbar präsent, scheinbar gerade so wie vom Regisseur intendiert steht er da, läuft er ab, und wir hören eben nicht die Stimme des Studenten oder unsere eigene, wie das beim Vorlesen ist, dem üblichen »Präsentieren« von Literatur. Die Unmittelbarkeit der filmischen Präsenz kehrt wieder in unserem Eindruck von der Zugänglichkeit seiner Aussagen. Visualität, die sich zu Handlung entfaltet, kann zusammengefasst werden, aber kaum paraphrasiert, und die Notwendigkeit dazu scheint auch nicht gegeben: wenn Paraphrasieren eine Weise des Verstehenmachens ist, was sollte denn beim Film noch verständlich gemacht werden, was kann noch verständlicher sein als das Bild, das einem ohnehin schon vor Augen steht?

Die Präsenz eines scheinbaren Ganzen auf der Leinwand und auf dem Bildschirm, die komplexe Fülle des Abgefilmten erlaubt es leicht, sich in der Besprechung auf wenige Einzelheiten zu konzentrieren und, auch mit Hinweis auf die immer notwendige und notwendig vergrößernde Übersetzung des Bildhaften ins Prosaische, das eigene Interesse an der Interpretation in den Vordergrund gestellt zu finden und anderes abzutun — im weniger schlimmen Fall. Leicht kann es aber auch geschehen, dass das Erkennen des Plots und seine Nacherzählung, indem sie eben bereits Transformation von einem Medium ins andere sind, als interpretatorische Auseinandersetzung schon genügen sollen; auch von den Podien renommierter Konferenzen herab wird hierfür gelegentlich Applaus verlangt.

IV.

Wo angesichts der filmischen Überfülle den Interpreten die Reduktion als vordergründigste Aufgabe zurechtzukommen scheint, ein auch im Allgemeinen bewährter pädagogischer Modus, da erscheinen die Wort- und Satzketten des literarischen Textes als einfaches (nicht: simples) Signal, das jedoch mit einem totalen Bedeutungspotential, einer allergrößtmöglichen Unzufälligkeit aufgeladen ist. Selbst Filme mit Gigantenbudget werden nicht unter den Auspizien einer solchen Bedeutungsdichte wahrgenommen wie ein einfaches Shakespeare-Sonett, das doch in der Herstellung wesentlich un-aufwendiger und, bedeutend, billiger gewesen sein muss.

Die Mode des Director's Cuts deutet an, was bei Filmen auch weggelassen oder hinzugefügt werden könnte; DVDs bieten »alternative endings.« Der literarische Text wird kaum je so betrachtet. Selbst die kritischen Ausgaben feiern meist eine Teleologie des *opus*.

Fragmentierbarkeit, also die Möglichkeit zur Zerstückelung von Material wie von Interpretation, und die Privilegierung von Oberflächenbedeutungen prädestinieren solches Material als Quelle für einen Unterricht, in dem die Perspektive der Studenten, der der Dozent zu oft folgt, sich häufig genug auf das Abprüfbar konzentriert. Dem ist die literarische Spannung von geschriebenen Texten, bei denen sich im Medium schon die Differenz zwischen Bedeutendem und Bedeutendem lauter meldet als im Film, wegen ihrer notwendigen mehrfachen Übersetzungsvorgängen, vor allem aber ihrer Ambiguitäten wegen unterlegen.

Wie viele literarische Texte kann man pro Semester guten Gewissens in einer Weise besprechen, die Prüfungen darüber nicht trivial macht und sie nicht auf Zusammenfassungen der Handlung beschränkt? Ist die Breite jeder Quellenbasis damit nicht naturgemäß beschränkt? Und rechtfertigt etwa in einem sozialwissenschaftlichen Fach die Erkenntnis aus einer einzelnen literarischen Quelle den Aufwand, der in sie hineingesteckt werden muss (und der als Zeit für andere Kontexte verloren geht)?

V.

Die Widerhaken. Das Literarische ist sperrig. Nicht alle Studenten sind begeistert, wenn man ihnen mit einer Quelle kommt, die entsprechende Anforderungen an das Verständnis stellt (um im Gegentausch auch Erfahrungen und Erkenntnisse zu vermitteln, die anders nicht zu vermitteln sind). Das brauchen keine besonderen Avantgarde-Stile zu sein. Schon einfache literarische Alltagsbeschreibungen können zeigen, wie viele Einzelheiten unbekannt bleiben können. Vieles, was früher nur durch freundliche Bekannte aus anderen Kulturkreisen erschlossen werden konnte, klärt heute Google; ein Satz wie *When he first moved to Denver, he brought nothing but a Walther and a Tootsie Roll* stellt den deutschen Übersetzer heute nicht mehr lange vor Rätsel.

Jenseits der schlichten Wörterbuchdeutungen bleiben die Widerhaken jedoch. Über die Beschreibung dessen, was nicht stattgefunden hat, weist Literatur zu sehr ins Partikulare wie ins Allgemeine, um mit den Modi der Studienhilfen kompatibel zu sein. Es ist nicht leicht, für die heuristische Chance, die darin liegt, angesichts der Mühe dankbar zu sein. Um schätzen zu können, wie sehr etwa ein konservatives Konzept erst aus Literatur sprechen kann — so wie nie aus Theoriebüchern — darf man sie nicht aus den Augen verloren haben, die poetischen Weltsichten, wegen ihrer Literarizität.

Andere nehmen den Text zu leicht, weil es sich ja nur um Literatur handelt, nur um etwas Hererzähltes, auf unterhaltsame Weise gelogen.

VI.

Warum ignorieren Literaturwissenschaftler so gerne die Zentren und beschäftigen sich fast ausnahmslos mit den Rändern? Viel haben wir in den letzten Jahren von den Werken derer gehört, die angeblich Minderheiten repräsentieren; wenig von dem, was in breiten Schichten der Bevölkerung vor sich geht. W.G. Sebald hat beklagt, dass der Luftkrieg als ein Ereignis, das viele Deutsche traumatisierte, doch kaum in Literatur oder historischer Aufarbeitung vorkam; die langsamen, langdauernden Veränderungen in der deutschen Mittelschicht vor und nach der Wiedervereinigung finden wir jedoch ebenfalls kaum thematisiert.

Europa, nicht allein Deutschland, hat in den letzten Jahrzehnten eine neue Verbürgerlichung erlebt; die Zahl derer ist gewachsen, die ein stilles Einkommen beziehen, ohne im direkten Alltag angestellt zu sein. Wo bleiben diese Schichten in unseren Untersuchungen? Fern aller Nachmittagstalkshows und Reportagemagazine, ja überhaupt eher kamerascheu, ist über sie am meisten noch aus der Belletristik der vergangenen Jahre zu erfahren: Von Ernst-Wilhelm Händler und Brigitte Kronauer, ja auch von Martin Suter und sogar von Max Goldt hören wir über Kreise, die sonst kaum gestört werden wollen.

Und was alles sonst fehlt!

VII.

Vielleicht müssen wir uns die scheinbar »kritische« Lektüre abgewöhnen, den Interpretationsgestus, der in den siebziger Jahren aufkam und als einzige würdige Tradition die Sechziger gelten ließ. Der kritischen Lektüre ist der Text verdächtig, indem er etwas sagt und dadurch alles verschweigt, was dem Kritiker eigentlich wichtig war; weswegen er offenbar auch gerade diese Lektüre sich vornehmen musste. Dass der Text keine andere Wahl hat, wird gegen ihn verwendet. Wären nur die »Entlarvungen« wirklich welche! Wenn die Larven und die darunter entdeckten Fratzen nämlich stets die selben sind, so nutzt sich die Novität solcher Erkenntnis doch ab — was in ein Immer-und-immer-Wiedererkennen des alten Feindes führt, das dann durch sozialwissenschaftliche Theorieerklärung doch leicht zu ersetzen ist, ohne dass die Darstellung dadurch noch trockener würde.

VIII.

Literatur im Sprachunterricht; schon bei den Anfängern. Die Textbücher sind darauf kaum mehr angelegt. Ein entsprechendes Experiment mit einer Erzählung Hans Ma-

gnus Enzensbergers vor einigen Jahren ging klanglos unter. Aber neben dem großen Wurf fehlen auch immer öfter die kleinen. Sachtexte finden wir, so trivial und gleichzeitig an den Haaren herbeigezogen, kaum exotisch, jedoch meist umständlich. Warum sollte man eine Sprache lernen, die als Willkommen solches zu bieten hat? Als fiktive Texte bleiben die Märchen, ein merkwürdig kleiner Nenner, der jedoch keine Lizenzgebühren kostet.

Auch die Literaturlehrer an dem deutschen Gymnasium, das ich besucht habe, damals, schafften es durch geschickte Textauswahl, bei hinreichend wenigen Schülern den Wunsch zum Germanistikstudium zu wecken; und doch gibt es zu viele Referendare für das Fach Deutsch. Man muss die Abschreckungsstrategie daher nicht nur loben, sondern ihre Hochrüstung und Ausweitung fördern. Auch in den USA, oder gerade hier, ist der Mangel an wirklich guten Bäckern fühlbar, und ihm muss stärker gegengesteuert werden.

IX.

Musik, statistisches Zahlenmaterial und die allzuleicht offenstehende Möglichkeit des Währungstransfers von Dollar und Euro machen leicht die grundsätzliche Fremdheit der beiden Gesellschaften: der amerikanischen und der deutschen, vergessen. Die German Studies sollten, bevor sie Verständnis herstellen, dieses Gefühl der Fremdheit den Studenten und den Lesern erfahrbar machen. Literatur ist dem, der sie zu lesen versteht, eine Allgemeine Verhaltenslehre. Mehr Fremdheit in die Kurse.

X.

Gibt es Liebe zur Literatur? Bei den Dozenten? Den Studenten? Den Eltern? Der Verwaltung?

Und was sonst sollten wir lieben? Sollen wir etwas in unserem Fach, an unserem Fach lieben?